

KRIMI

Abscheuliche Morde
in Südfrankreich

Im südfranzösischen Louison herrscht eine Affenhitze: Temperaturen jenseits der 40 Grad weichen nicht nur den Asphalt auf, sondern verwandeln die mittelalterliche Altstadt in ein Tollhaus erotischer Obsessionen. Eingekleidet sind diese in dem Krimi „Janusmond“ in einen skurrilen Kriminalfall, in dem der Deutsche Leon Bernberg seine vor zehn Jahren verschwundene Zwillingsschwester für tot erklären will. Als er sich in Louison aufhält, geschehen zwei weitere abscheuliche Morde. Und wie sich herausstellt, haben die beiden getöteten Männer das verschwundene Mädchen aus Deutschland gekannt. Autorin Mia Winter ist das Pseudonym von Stefanie Koch, die selbst lange in Frankreich gelebt hat und den Krimi in einer dichten, mitreißenden Sprache geschrieben hat. *Uwe Dammann*

Mia Winter: Janusmond. Egmont-Verlag, Köln. 411 Seiten, 14,99 €

KRIMI

Die Gefahr
lauert überall

Ein Tierpräparator wird zu Beginn von Tess Gerritsens Roman „Der Schneeleopard“ ermordet und danach so drapiert, wie er es berufsmäßig mit Tierkadavern getan hatte. Ermittlerin Jane Rizzoli und Gerichtsmedizinerin Maura Isles stehen vor einem Rätsel und suchen schon bald einen Serienmörder. Mit dieser Geschichte verweben ist eine andere Parallelhandlung um eine Touristengruppe, die in Botswana strandet. Ein Gruppenmitglied nach dem anderen wird getötet. Erst langsam wird deutlich, wie die beiden Handlungsstränge zusammenhängen: Gerritsen schafft es, ein lauerndes Gefühl der Gefahr zu erzeugen. Der Weg zur Auflösung bietet zudem eine spannende Tour durch die Welt von Jägern und Trophäensammlern. *Axel Knöngel*

Tess Gerritsen: Der Schneeleopard. Limes Verlag, München. 415 Seiten, 19,99 €

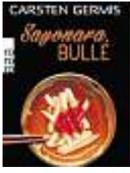
KULTURGESCHICHTE

Zu viel
Schenkelklopferei

Was ist komisch, über was lacht wer und wann? Das hat sich der Literaturkritiker Hellmuth Karasek erneut gefragt und legt mit „Das find ich aber gar nicht komisch“ sein zweites Elaborat zum Thema vor – nach „Soll das ein Witz sein?“ das nach Auftritten mit Eckart von Hirschhausen entstand. Karasek breitet auch dieses Mal eine erkleckliche Anzahl von Witzen vor seinen Lesern aus. Im Unterschied zum ersten Werk geht es ihm aber vor allem um die Wirkung der komischen Kleinstkunst zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Lebensaltern. Das ist manchmal eine amüsante kulturgeschichtliche Lehrstunde, gleitet aber zu oft in Altherren-Schenkelklopferei ab. *Iris Hetscher*

Hellmuth Karasek: Das find ich aber gar nicht komisch. Quadrida, München. 288 Seiten, 16,99 €

KRIMI

Ein deutscher Sturkopf
in Tokio

Andere Länder, andere Sitten. Mit dieser Weisheit wird der Kleinstadtpolizist Bernie Ahlweg bei seiner Versetzung nach Tokio konfrontiert. In „Sayonara, Bulle“, dem Roman-Debüt von Carsten Gernis, prallt die Welt eines Einzelgängers aus der niedersächsischen Provinz auf artige Bürohengste, denen Teamarbeit und Prinzipientreue über alles geht. Bereits am ersten Tag entdeckt der 52-Jährige einen Mord und gerät in kürzester Zeit mit zwei Mafia-Clans und der Polizei in Konflikt. Gernis versucht in seinem Buch nicht, an den Festen der japanischen Gesellschaft zu rütteln, aber sein Krimi hat einen interessanten Unterton: Wirtschaftlicher Erfolg, geringe Arbeitslosigkeit und ein scheinbar perfektes System haben ihren Preis. *Monika Meyer*

Carsten Gernis: Sayonara, Bulle. rororo, Reinbek. 336 Seiten, 9,99 €

Wer baut, bleibt



Elif Shafak ist der Star der türkischen Literaturszene, und macht sich, wie alle ernst zunehmenden Autoren des Landes, nicht nur Freunde mit Themen ihrer Bücher. Ihr neuer, packend geschriebener Roman heißt „Der Architekt des Sultans“.

VON IRIS HETSCHER

Es war einmal ein kleiner indischer Junge, der vor seinem Stiefvater auf ein Schiff floh, um ein weißes Elefantenbaby nach Istanbul zu begleiten. Das Elefantenbaby hieß Chota und war ein Geschenk des indischen Herrschers an den türkischen Sultan. Und da der indische Junge durch allerlei Zufälle einerseits und Geschicklichkeit andererseits den richtigen Leuten auffiel, fand er sich auf einmal am Hofe Süleymans, genannt „der Prachtige“, als Mahut, als Elefantenbetreuer, wieder.

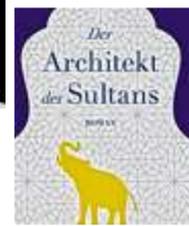
Die türkische Autorin Elif Shafak hat sich für ihren neuen Roman weit zurück in die Vergangenheit begeben, das Buch beginnt im Jahr 1574 und endet 1632. Shafak wählt für den „Architekt des Sultans“ die kulturelle Blütezeit des osmanischen Reichs im 16. Jahrhundert als Hintergrund, und sie schildert sie aus der Perspektive eines Fremden – der junge Inder Jahan kommt als illegaler, mittelloser Flüchtling ins Land und bleibt dadurch sein ganzes, sehr langes Leben gezwungenermaßen ein aufmerksamer Beobachter. Jahan bleibt zudem einsam, sein bester Freund wird für immer der ebenfalls fremde, auch einsame (und eingesperrte) weiße Elefant bleiben, ein Spielzeug der Hofgesellschaft.

Es sei eine Illustration in einem Bildband gewesen, die sie zu ihrer Geschichte angeregt habe, schreibt Shafak im Nachwort zu ihrem Buch. Der Sultan ist zu sehen, im Hintergrund ein Elefant und sein Mahut, die allerdings den Ein-

druck machen, sich nicht ganz wohl zu fühlen in so erlauchter Gesellschaft. Außerdem auf dem Bild: die Süleymaniye-Moschee, um die es bei der Abbildung eigentlich auch im Wesentlichen geht. Denn die Illustration entstammt einem Band über den genialen Hofarchitekten Sinan, der diese Moschee und Hunderte anderer Bauwerke entworfen hat.

Und schon hatte Shafak ihre eigentliche Geschichte: Sie lässt ihre fiktive Figur Jahan auf den großen Sinan (1490-1588) treffen, den „Michelangelo der Osmanen“ – der junge Inder wird einer der vier Schüler des Meisters und findet sich auf einmal in einer Welt der Kunst und der Kunstfertigkeit des Bauens wieder, aber

Elif Shafak (43) heißt eigentlich Elif Bilgin, ihr Pseudonym Shafak ist das türkische Wort für Morgenröte.
FOTO: KATHARINA LUETSCHER



Welt, sodass man diese nicht nur vor Augen zu haben, sondern auch zu riechen und zu schmecken meint. Istanbul, das ehemalige Konstantinopel und vorherige Byzanz erhebt als brodelnde Metropole des 16. Jahrhunderts, als Vielvölkerstadt, gespickt mit vornehmen Palästen, aber auch Armenvierteln und Gefängnissen, die Kloaken gleichen. Und natürlich ist die Stadt als Hauptstadt des damals ausgedehnten osmanischen Imperiums auch der Ort, an dem der kriegerische Süleyman und seine Nachfolger sich von Sinan die Denkmäler ihres Ruhms errichten lassen: Wer baut, bleibt.

Shafak schildert die Bauarbeiten zu diesen noch heute eindrucksvollen Monumenten in all ihrer Beschwerlichkeit und thematisiert immer wieder den Zwiespalt zwischen Ambition und Gefühl, den ihr Held Jahan aushalten muss: Das Interesse der Menschen und das der Baumeister an Gebäuden stimmt nicht immer überein. Als die Hagia Sophia einzustürzen droht, weil sich um sie herum ein Slum gebildet hat, lässt Hofarchitekt Sinan die elenden Hütten einfach wegräumen und nimmt damit den Einwanderern aus Anatolien ihre gerade gefundene ärmliche neue Heimat.

Mit „Der Architekt des Sultans“ (Originaltitel: „The Architect's Apprentice“) gönnt sich Elif Shafak, die in London und Istanbul lebt, eine Ruhepause von der Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen türkischen Gesellschaft. In ihrem Roman „Ehre“ (2014) hatte sie einmal mehr die starren patriarchalen Muster einer islamisch geprägten Gesellschaft kritisiert. Das war erwartungsgemäß bei den konservativen Kräften in der Türkei nicht gut angekommen, bei denen Shafak sowieso keinen positiv geprägten Ruf hat. 2006 stand sie nach der Veröffentlichung ihres Romans „Der Bastard von Istanbul“ wegen „Beleidigung des Türkentums“ vor Gericht: Einige Passagen des Buchs befassen sich mit dem Völkermord der Türken an den Armeniern. Elif Shafak wurde damals freigesprochen.

Elif Shafak: Der Architekt des Sultans. A. d. Engl. v. Michaela Grabinger. Kein und Aber, Zürich. 656 Seiten, 24,90 €

Fantastische Reise

Heinrich Steinfests Roman „Das grüne Rollo“

VON LISA BOEKHOFF

Theo März, ein zehnjähriger Junge, entdeckt eines Nachts plötzlich ein grünes Rollo vor seinem Fenster – und dieser erst mal ziemlich alltägliche Gegenstand ist lebendig, schmeckt, riecht, bringt Geräusche hervor. Das Rollo zieht Theo an und schließlich steigt er in die andere, eine grüne Welt, die sich in ihm verbirgt. Der ganze Text taucht in sie ein, hat konsequenter Weise grüne statt schwarze Buchstaben. In Heinrich Steinfests Roman „Das grüne Rollo“ ist die erzählte Wirklichkeit etwas ziemlich Wackliges. Immer wieder verschieben sich die Dinge und Personen in der Geschichte. Geheimnisvoll bleibt zunächst, aus welcher Situation heraus der Ich-Erzähler der erwachsene Theo, seine Erlebnisse überhaupt aufschreibt. Erst später wird deutlich, dass es Worte aus dem Weltraum sind, die er im Jahre 2050 zu Papier bringt – Theo ist Astronaut geworden und unterwegs zum Mars. Und somit seien es Zeilen, die eigentlich „noch gar nicht geschrieben“ sind, erklärt uns paradoxerweise der Erzähler der Science-Fiction. Rätselhaft kommt auch die erste Kapitelüberschrift daher, die von zwei, womöglich drei Teilen spricht, als sei das an dieser Stelle noch unklar gewesen, offen.

Steinfest gelingt es zu Beginn nicht immer, den Erzähler die Perspektive des Zehnjährigen einnehmen zu lassen. Seine Gedanken und Handlungen erscheinen zu erwachsen, als er in der grünen Welt, die er „Greenland“ nennt, ein Mädchen aus grausamsten Situationen rettet. Das ändert sich im zweiten Teil, als das geheimnisvolle Rollo wieder in Theos Leben auftaucht. Wiederkehr, Wiederbegegnung, nur vermeintliche Zufälle und Verwandtschaften – das Mädchen, das Theo rettet, ist seine Schwester – werden zu zentralen Motiven des Textes. Die erinnern tatsächlich an E. T. A. Hoffmanns „Elixire des Teufels“, wie es der Klappentext behauptet. Immer wieder ist der Text dabei selbstbezüglich, entlarvt sich als Fiktion: Theo spricht von dem, „der mich schrieb“. Auch das Fantastische wird hinterfragt: „andererseits befand ich mich im Inneren eines Rollos, und das ist ja auch nicht ganz normal“. Im dritten Teil dann die überraschende Erklärung für die fantastische Reise des Erzählers in die grüne Welt. Namen bekommen eine wieder neue Bedeutung, die Realität wird einmal mehr verschoben in eine vermeintlich wahre Lesart, die das Vorhererzählte aber nicht vollkommen relativiert. Die fantastische, unwirkliche Reise ins Rollo hinterfragt schließlich gelungen menschliche Wahrnehmung und problematisiert ihre Grenzen.

Heinrich Steinfest: Das grüne Rollo. Roman, Piper, München 2015., 288 Seiten, 19,99 €



Science-Fiction und Fantastik: Heinrich Steinfest legt einen vielschichtigen Roman vor, der mit verschiedenen Wirklichkeiten spielt.
FOTO: CHRISTIAN HASS

Über Umwege zum Ich

Wiederentdeckt: Renata Adlers „Pechrabenschwarz“

VON ANJA KÜMMEL

Karikaturen aus dem Collegeleben an der Ostküste der USA, entlarvende Anekdoten über die New Yorker Bohème der 70er-Jahre, Parties, Parties, Parties – das erste Kapitel von Renata Adlers neu aufgelegtem Roman „Pechschwarz“ (das Original erschien 1983) bietet eine ebenso bitterböse wie vergnügliche Fortsetzung des Erstlings „Rennboot“.

Vielleicht kein Zufall, dass diese beiden Bücher gerade jetzt in der Bibliothek Suhrkamp ihr wohlverdientes Comeback erleben dürfen – wirken sie doch, abgesehen von bestimmten politischen Ereignissen („Tja, wer erinnert sich heute noch an Oberst Dozier“), absolut auf der Höhe der Zeit. Der übersteigerte Aktionismus der Adler-Protagonisten, ihre intellektuelle Wendigkeit und zugleich Zerfahrenheit verkörpern perfekt den Geist der Postmoderne, ja lassen beinahe die Zerstreuungen des Digitalen vorausahnen. Im Unterschied zum Vorgänger jedoch durchzieht „Pechrabenschwarz“, bei aller Verweigerung des Narrativen, so etwas wie ein roter Faden: Die Fieberkurve einer über Jahre hinweg andauernden Liebschaft der Journalistin Kate Ennis mit einem verheirateten Mann. Tatsächlich nimmt der Abnabelungsprozess vom abwesenden Geliebten einen großen Raum ein. Dabei besteht „Pechrabenschwarz“ vor allem aus Abschweifungen. Und nicht immer ist klar: Geschieht dies, um dem Schmerz zu entkommen? Oder vielmehr, um genau den Punkt überhaupt erst zu finden, an dem es am meisten weht tut? Im zweiten Kapitel findet sich Kate um drei Uhr morgens in einer pechrabenschwarzen Novembarnacht am Steuer eines Mietwagens auf einer irischen Landstraße wieder. Was folgt, ist ein groteskes Reiseabenteuer mit Ausflügen ins Gruselgenre. Kate wird Opfer eines ausgeklügelten Versicherungsbetrugs, die Angestellten im Haus des Botschafters scheinen ein Komplott gegen sie zu schmieden, und jede Abzweigung, die sie wählt, endet im Nichts. Man mag sich fragen, was all diese Umwege sollen. Bis klar wird: Erst hier sehen wir Kate „nackt“ vor uns, ihrer gewohnten Umgebung entrissen und bar jeglicher nonchalanter Souveränität. „Normalerweise verwechseln wir Anzeichen fortschreitender Schwäche, das Abhandenkommen der bloßen Fähigkeit zu Flucht, nicht mit dem Aufkeimen von Liebe.“ Oder doch? Manchmal, ganz unvermutet, gehen Adlers nüchterne, nicht selten sogar zynische Sätze, mitten ins Herz.

Renata Adler: Pechrabenschwarz. A. d. Engl. von Helga Huisgen. Suhrkamp, Berlin. 228 Seiten, 19,95 €



Renata Adler (77) hat ihre Karriere als Journalistin begonnen. Ihr erster, feministisch geprägter, Roman „Rennboot“ erschien 1976.
FOTO: SEBASTIAN KIM